

A black and white portrait of Arthur Schnitzler, an elderly man with a full, long beard and mustache, wearing a dark suit and a bow tie. He is looking directly at the camera with a serious expression. The background is a plain, light-colored wall.

Max Haberich

# ARTHUR SCHNITZLER

Anatom des Fin de Siècle



DIE BIOGRAFIE

Max Haberich

# ARTHUR SCHNITZLER

*Anatom des Fin de Siècle*

Die Biografie



*Meinem Großvater gewidmet*

*einem der seltenen Menschen, denen es gelungen ist,  
die Brücke zwischen Medizin und Kunst zu schlagen*

**Bildnachweis**

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek: S. 27 (AS 69); S. 29 (AS 4); S. 31 (AS 6); S. 35 (AS 167); S. 40 (AS 153); S. 43 (AS 155); S. 57 (AS 152); S. 69 (AS 7); S. 106 (AS 144); S. 158 (203485-D); S. 161 (AS 183); S. 170 (LSCH 0412-B); S. 183 (204145-D); S. 245 (AS Album 3,3); S. 251 (AS 118); S. 254 (AS 94); S. 262 (422779-B); S. 264 (AS 102); S. 265 (AS Album 5,31); S. 268 (AS Album 5,29); S. 270 (AS Album 4,10)  
Deutsches Literaturarchiv Marbach: S. 81 (Inv.nr. 6221/79)  
IMAGNO/Archiv Setzer-Tschiedel: S. 232 (Nr. 00621233); S. 237 (Nr. 00592848); S. 247 (Nr. 00633160)

Der Abdruck von Auszügen aus der Korrespondenz zwischen Arthur und Olga Schnitzler im Anhang dieses Buches erfolgt mit freundlicher Genehmigung des *Deutschen Literaturarchivs Marbach*.

The quotations from previously unreleased writings by Arthur Schnitzler, kept in the collections of the Cambridge University Library and reproduced in this publication, appear courtesy of the *Syndics of Cambridge University Library, UK*.

[www.kremayr-scheriau.at](http://www.kremayr-scheriau.at)

ISBN 978-3-218-01064-1

Copyright © 2017 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sophie Gudenus, Wien

Coverfoto: Arthur Schnitzler 1922; © IMAGNO/Archiv Setzer-Tschiedel

Lektorat: Paul Maercker

Typografische Gestaltung und Satz: Sophie Gudenus, Wien

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

# INHALT

Einleitung	6
„Wien – Gegenwart“	11
Frühe Jahre	25
Erste Erfolge	62
Aufstieg zum Ruhm: <i>Leutnant Gustl</i> und <i>Der einsame Weg</i>	93
<i>Der Weg ins Freie</i> – Schnitzlers vorsichtige Erörterung der „Judenfrage“	122
Die größten Triumphe auf der Bühne	157
<i>Professor Bernhardi</i> – Antisemitismus auf der Bühne und in Wirklichkeit	167
Der Weltruin	193
Die neue Zeit	216
Persönliche und nationale Krisen	238
Die späten Meisterwerke	245
Die letzten Jahre	258
Nachwort	272
<b>Anhang</b>	
Korrespondenz Arthur und Olga Schnitzler	277
Bibliografie	294
Namen- und Werkregister	300
Anmerkungen	305
Danksagung	320

# EINLEITUNG

Arthur Schnitzler war einer der größten Schriftsteller, die Österreich im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat. Er trat in seiner Vielseitigkeit sowohl als Autor für die Bühne als auch mit seiner Prosa hervor: Die ersten Hollywood-Stummfilme basierten auf seinen Dramen, wie etwa *Anatol* (1893) und *Spiel im Morgengrauen* (1926). Seine Bücher wurden ins Englische, Französische, Schwedische, Italienische und Russische übersetzt und in diesen Ländern von einem breiten Publikum gelesen, so dass er in den 1920er Jahren weltweit als einer der bekanntesten deutschsprachigen Schriftsteller gelten konnte. Als Zeitgenosse Freuds verfolgte er mit großem Interesse die frühen Erkenntnisse der Psychoanalyse und führte als einer der ersten Schriftsteller die psychologische Figurenentwicklung in die deutsche Literatur ein. So setzte er zwanzig Jahre vor James Joyce den inneren Monolog oder „stream of consciousness“ als literarische Technik ein, um die unbewussten Strömungen und Assoziationen der menschlichen Psyche wiederzugeben. Diese faszinierenden, unmittelbaren Einblicke in das Handeln seiner männlichen und weiblichen Figuren sichern Schnitzler bis heute seine Aktualität. In jüngster Zeit hat Stanley Kubrick für seinen letzten Film *Eyes Wide Shut* (1999) Schnitzlers *Traumnovelle* (1926) als Vorlage verwendet.

In Anbetracht dessen erscheint es seltsam, dass Schnitzler in seiner Heimatstadt Wien bis heute nicht in offizielle Stadtführungen eingebunden ist, wenngleich es mehrere verschiedene Führungen etwa zu Carol Reeds Meisterwerk *Der dritte Mann* (1949) gibt. Weder an seinem Geburtshaus noch an seiner letzten

Villa prangt eine der mit rot-weiß-roten Fähnchen geschmückten Plaketten der Stadt Wien, an denen kein Tourist vorbeigehen kann, ohne aufzusehen – obwohl sein Geburtshaus in der Praterstraße nur wenige Minuten zu Fuß vom Stadtzentrum entfernt liegt. Und welcher Kontrast ist dazu Freuds ehemalige Wohnung, vor der, auch wenn ihr früherer Bewohner auch international größeren Einfluss ausübte, enorme Flaggen unübersehbar auf das dortige Museum verweisen! Der sprichwörtliche Wiener Erinnerungskult erweist sich hier als äußerst und geradezu unvoreteilhaft selektiv. Kein anderer Autor hat sich im gleichen Maße wie Schnitzler mit Wien identifiziert und die Wiener Gesellschaft in all ihren Facetten zum Thema seines Werks gemacht.

Nicht zuletzt im Gegensatz zum literarischen Naturalismus wird Schnitzler in der Regel als unpolitisch, oder doch als unberührt von den tieferen gesellschaftlichen Problemen seiner Zeit gesehen. Der Kreis der Naturalisten um Karl Kraus und Alfred Polgar, der sich im Café „Central“ traf, verstand sich als konzeptuell im Gegensatz zu den „Ästhetizisten“ stehend, zu denen Schnitzler und Autoren wie Hugo von Hofmannsthal, Richard Beer-Hofmann und Hermann Bahr gehörten, die wiederum im Café „Griensteidl“ zusammenkamen.

Auch wenn Schnitzlers Gesellschaftskritik nicht so deutlich ausfiel wie die des Naturalisten Émile Zola, darf man nicht einfach annehmen, dass sie deshalb nicht vorhanden war. Das Los der arbeitenden Klassen machte Schnitzler in der Tat nicht allgemein zum Thema. Dafür war sein Milieu die gesellschaftliche Mitte, deren oberem Spektrum er entstammte, und hier, in der Welt, die er kannte, setzte er seine Gesellschaftskritik an. Insbesondere die Frauen der Mittelschichten und ihre Schicksale fesselten ihn. Als junger Mann lernte er eine außerordentliche Vielzahl von Frauen kennen und lieben, von den höheren Töchtern

seiner Nachbarschaft bis zu den Vorstadtmädchen, die mit ihrem spärlichen Einkommen gerade so zurechtkamen und zuhause meist noch Geschwister zu versorgen hatten. Er wusste also, wovon er schrieb, wenn er das Leben einer Frau zum Thema nahm, und konnte mit der zur Ehe gezwungenen Fabrikantentochter ebenso sympathisieren wie mit der Näherin, der es geradezu unmöglich war, aus ihrem kleinbürgerlichen Dasein auszubrechen. Viele seiner Novellen, etwa *Frau Berta Garlan* (1900), *Frau Beate und ihr Sohn* (1913) und natürlich *Fräulein Else* (1924) legen Zeugnis davon ab, dass sich Schnitzler der Missstände seiner Zeit durchaus bewusst war und sie zunächst subtil, bis zur offensichtlichen Gesellschaftskritik von *Therese* (1928) dann immer deutlicher an den Pranger stellte.

Schnitzlers Detailtreue schlug sich nicht nur in seinem literarischen Schaffen nieder. Mit an Pedanterie grenzender Genauigkeit sammelte und ordnete Schnitzler Materialien und Dokumente zu sich und seinem Werk. Zweiundfünfzig Jahre lang führte er Tagebuch, mit täglichen Einträgen von seinem 17. bis zum 69. Lebensjahr. Ebenso ließ er mappenweise über Jahrzehnte geführte Korrespondenz mit literarischen Kollegen von seiner Sekretärin abtippen, und legte ganze Ordner mit Rezensionen seiner Dramen und Novellen an. Dem Studenten seines Lebens und seiner Zeit bietet sich also ein Reichtum an Material dar, das zum größten Teil in der Universitätsbibliothek Cambridge (vorwiegend Manuskripte, Korrespondenz mit S. Fischer u.a.) und im Deutschen Literaturarchiv Marbach (Tagebücher, Korrespondenz mit Olga Schnitzler u.a.) aufbewahrt wird. Ein weiteres Zentrum der Schnitzler-Forschung befindet sich an der Universität Freiburg, deren Schnitzler-Archiv über Kopien der meisten Primärquellen verfügt. Aufschlussreiche Zensurakten zum Verbot des Dramas *Professor Bernhardt* sind im Niederö-

sterreichischen Landesarchiv St. Pölten einzusehen. In Wien selbst befinden sich nur noch einzelne Briefe, etwa in der Österreichischen Nationalbibliothek. Aber unbedingt zu nennen ist an dieser Stelle auch die Sammlung von ca. 21.000 Zeitungsausschnitten in der Bibliothek der Universität von Exeter (GB), die Schnitzler von Agenturen zusammentragen ließ, um über die kritische Rezeption seiner Werke auf dem Laufenden zu sein. Die frühesten Rezensionen stammen aus dem Jahr 1891, die letzten von 1937. Vor allem von der deutschsprachigen Forschung wird diese Sammlung kaum beachtet, vereint aber eine Fülle an größtenteils unbekanntem Material.

Warum sich die Hälfte des Schnitzler-Nachlasses in Großbritannien befindet? Das ist die abenteuerliche Geschichte einer Rettung, welche durch die Vermittlung eines damals in Wien forschenden Doktoranden, Eric A. Blackall, zustandekam. Olga Schnitzler überließ, durch den britischen Botschafter, den Nachlass ihres Mannes als Schenkung der Universitätsbibliothek Cambridge, wodurch die ungeheure Menge an persönlichen und literarischen Dokumenten 1938, gewissermaßen in letzter Minute, der Zerstörung durch die SA entging.<sup>1</sup>

In der Forschung läuft das Interesse an Schnitzler in den letzten Jahren mächtig an. Erst 2014 wurde eine „neue“ Novelle Schnitzlers, *Später Ruhm*, veröffentlicht. Weil die letzte kritische Edition des Gesamtwerks aus den 1960er Jahren stammt, entsteht seit 2009 an der Universität Wien eine neue historisch-kritische Ausgabe des Frühwerks von 1880–1904. Die Universität Cambridge arbeitet derzeit an einer kritischen digitalen Edition der Werke von 1905–1913, und die Bergische Universität Wuppertal befasst sich mit dem Spätwerk von 1914–1931. Wenn dieses internationale Forschungsprojekt einmal abgeschlossen sein wird, steht der Literaturwissenschaft eine fundierte, aktuelle Ausgabe

der Werke Schnitzlers zur Verfügung, welche die dürftige Edition aus den 1960ern bei Weitem übertrifft.<sup>2</sup>

Auf bislang unveröffentlichte Quellen aus Marbach und Cambridge zugreifend, reiht sich die vorliegende Biografie in die seit der Jahrtausendwende laufende Revision des traditionellen Schnitzler-Bildes vom unkritischen, erotisch obsessiven, in letzter Linie oberflächlichen Autors ein. Zwar versteht sich dieses Buch als Begleitband zu den gesammelten Werken, in dem, soweit möglich, zu jeder Erzählung und jedem Drama der historische Kontext, die Entstehungsgeschichte und mögliche reale Vorbilder der Figuren nachgeschlagen werden können. Der Schwerpunkt soll allerdings Schnitzlers österreichisch-jüdischer Identität gelten. In diesem Sinne hofft der Verfasser, diesen großen Schriftsteller und Dramatiker nicht nur kritisch aufzuwerten, sondern ihm auch jenseits der Grenzen Österreichs wieder zu dem breiteren Publikum zu verhelfen, das er verdient.

*Wien, im Januar 2017*

## „WIEN – GEGENWART“

### **Die jüdische Gemeinde Wiens im späten 19. Jahrhundert**

„Es war die beste aller Zeiten, es war die schlimmste aller Zeiten, es war das Zeitalter der Weisheit und das Zeitalter der Narrheit, [...] es war die Epoche des Lichtes und die der Finsternis, es war der Frühling der Hoffnung, es war der Winter der Verzweiflung.“ Der berühmte Eröffnungssatz der *Geschichte zweier Städte* von Charles Dickens, welche Paris vor Ausbruch der Revolution beschreibt, trifft gleichfalls auf das Wien des Fin de Siècle zu. Die multinationale Hauptstadt des Habsburgerreichs war, mit Berlin und Paris, München und Prag ein Epizentrum der Moderne. Es war die Stadt von Klimt und Kokoschka, von Mahler und Schönberg, von Hofmannsthal und Musil, und von Freud. In Wien tummelte sich ein multiethnisches Gemisch von Deutschen, Ungarn, Tschechen, Kroaten, Slowenen, Polen, Ruthenen, Italienern, und natürlich auch Juden.

Von 1881 an, als der reformfreundliche Zar Alexander II. bei einem Attentat ums Leben kam, erschütterten Pogrome in regelmäßigen Abständen das Siedlungsgebiet der russischen Juden in der heutigen Ukraine. Abertausende von Flüchtlingen passierten die deutschen und österreichischen Grenzen. Diese orthodoxen Juden waren sichtbar fremd, mit ihren Kaftanen, ihren langen Locken und ihrer jiddischen Sprache. In Österreich-Ungarn lebten 1910 2.259.685 Staatsbürger jüdischen Glaubens, oder 4,4 % der Gesamtbevölkerung beider Reichshälften.<sup>3</sup> Im Vergleich

hierzu lebten in Deutschland im gleichen Jahr 615.000 Juden, von welchen 79.000 aus dem Osten kamen.<sup>4</sup> Das entsprach insgesamt knapp einem Prozent Bevölkerungsanteil.

Angesichts dieser steigenden Zahlen lancierte der angesehene Historiker Heinrich von Treitschke im Jahr 1879 mit einem Beitrag in den *Preußischen Jahrbüchern* den später so genannten Antisemitismusstreit. Seinen Argumenten zufolge stellten die Juden eine Bedrohung für die Einheit der Nation dar. Er rief dazu auf, sie wieder aus dem Land zu vertreiben, um das „deutsche Volk von fremden Zusätzen rein zu halten“.<sup>5</sup> Treitschke verlieh dem Antisemitismus eine bürgerliche und wissenschaftliche Note, die das Phänomen davor nicht besessen hatte. Sein Kontrahent in diesem Streit war der klassische Philologe Theodor Mommsen, Verfasser der mehrbändigen *Römischen Geschichte*.<sup>6</sup> 1881 wurde Reichskanzler Bismarck eine „Antisemitenpetition“ vorgelegt, welche die Rücknahme der Gleichstellung jüdischer Bürger vor dem Gesetz verlangte – und von Bismarck abgelehnt wurde.

Mit ihren Karikaturen dieser „ostjüdischen“ Immigranten schufen die Antisemiten ein Stereotyp, das sie gleichermaßen auf die assimilierten Angehörigen des Bürgertums anwendeten. Aber diese bürgerlichen Juden hatten ihre Religion in der Regel schon lange abgelegt und mehr mit ihren nichtjüdischen deutschsprachigen Standesgenossen gemein als mit den verarmten Flüchtlingen aus dem Osten. Ein Freund Schnitzlers, der jüdische Autor Jakob Wassermann, der aus der Gegend von Nürnberg nach Wien gekommen war, gestand in seiner autobiografischen Schrift *Mein Weg als Deutscher und Jude* (1921):

Sah ich einen polnischen oder galizischen Juden, sprach ich mit ihm, [...] so konnte er mich wohl rühren oder verwundern oder zum Mitleid, zur Trauer stimmen, aber eine Regung von Brü-

derlichkeit, ja nur von Verwandtschaft verspürte ich durchaus nicht. Er war mir vollkommen fremd, in den Äußerungen, in jedem Hauch fremd, und wenn sich keine menschlich-individuelle Sympathie ergab, sogar abstoßend.<sup>7</sup>

Im Ganzen war das „westliche“ jüdische Bürgertum gut integriert. Sie hatten deutsche (und österreichische) Sitten und Gebräuche, Literatur und Kultur angenommen, kurz: alles, was man unter dem Begriff „Bildung“ zusammenfassen konnte. Durch die Flüchtlinge aus Russland und den östlichen Gebieten des Habsburgerreichs wurde ihre kulturelle Identität auf einmal in Frage gestellt. Um Wassermann noch einmal zu zitieren: „In aller Unschuld war ich bisher überzeugt gewesen, ich sei deutschem Leben, deutscher Menschheit nicht bloß zugehörig, sondern zugeboren.“<sup>8</sup> Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sahen sich nun auch bürgerliche Juden gezwungen, ein kulturelles Erbe als das ihre anzunehmen, von dem sie sich seit Generationen entfremdet hatten. In der antisemitischen Presse wurde dieses Erbe immer wieder im Stereotyp des unkultivierten, ungebildeten, ja rundheraus primitiven „Ostjuden“ dargestellt. Es geschah wiederholt, dass assimilierte Juden in einem verzweifelten Versuch, ihre Zugehörigkeit zur deutschen Kultur unter Beweis zu stellen, sich selbst gegen die östlichen Juden wendeten. Zu den prominenten Beispielen hierfür zählt Otto Weininger, der Verfasser von *Geschlecht und Charakter* (1903), der mit 23 Jahren Selbstmord beging. Weiters ist Karl Kraus zu nennen, der sich in der von ihm herausgegebenen *Fackel* stets von Neuem antisemitische Ausbrüche gestattete, und heimlich zum Katholizismus konvertierte, nur um wenige Jahre darauf wieder aus der Kirche auszutreten.<sup>9</sup>

Eine Antwort auf die Beschleunigung des städtischen Lebens durch die moderne Technik und Industrialisierung war die

Verherrlichung der „ländlichen Existenz“. In seinen *Deutschen Schriften* rief Paul de Lagarde 1878 zu einer Wiederbelebung deutscher Traditionen und deutschen „Volkscharakters“ auf. Dies sei aber nur in betonter Abgrenzung zu deutschen Juden möglich, welche, wie Lagarde behauptete, kein Verständnis für das deutsche Bedürfnis nach völkischer Eigenart besäßen. Lagarde war der Erste, der die Theorien konservativer Denker wie Walter Riehl, für den die moderne Stadt als Katalysator sozialer Ungerechtigkeit galt, um eine klar antisemitische Komponente ergänzte. Riehl argumentierte, dass der Bauernstand dank seiner traditionellen Verbundenheit mit der Scholle das natürliche Gegengewicht zur modernen urbanen Existenz bilde.<sup>10</sup>

Der in München lebende Julius Langbehn schilderte 1890 in seinem auflagenstarken Buch *Rembrandt als Erzieher*, wie wahre Kunst nur aus natürlicher Boden- und Volksverbundenheit entspringe, nicht aus den anonymen, dekadenten Großstädten. Langbehn, dessen Werk als einer der Kerntexte der Heimatkunst-Bewegung angesehen wird, schrieb, dass die Bauern nicht nur die „Grundlage des Staates“ bildeten, sondern auch für die „arische Erneuerung“ der Gesellschaft unabdingbar seien. „Die Macht des Blutes [...] ist stärker als alles“, so Langbehn. Für ihn verfügten die Deutschen über ein gottgegebenes Recht, wegen ihrem ausgeprägten Tugendsinn und der „Reinheit ihres Blutes“ über andere Völker zu herrschen. Mit anderen Worten: „Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen.“<sup>11</sup> Wenn Lagarde Riehls Befürwortung des natürlichen Lebens auf der Scholle den Antisemitismus hinzufügte, stammt von Langbehn zusätzlich das imperialistische Motiv.<sup>12</sup>

Diese Ideen lagen in der Luft deutscher und österreichischer Städte in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Auch wenn die Versuchung groß ist, diese Konzepte aus heutiger Sicht

als reaktionär zu bezeichnen, sollte nicht vergessen werden, dass sie zu ihrer Zeit hochaktuell waren. Ebenso modern waren die Evolutionstheorie Charles Darwins, wie auch die pseudowissenschaftlichen Rassentheorien, etwa von Houston Stewart Chamberlain oder Arthur de Gobineau. In seinem Aufsatz *Sur l'inégalité des races humaines* (1853) entwickelte der Letztere die bereits bestehende Hypothese einer weißen, arischen Rasse weiter, die allen anderen überlegen sei, und sich auch nicht mit anderen Rassen vermischen sollte. Chamberlain griff dieses Konzept auf und betonte in seinen Schriften die dominante Stellung des germanischen Volkes im arischen Kontext. Er steuerte auch ein antisemitisches Element bei, das bei Gobineau gefehlt hatte. Von Chamberlains Hauptwerk, *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts* (1899), wurden bis 1914 100.000 Exemplare verkauft.<sup>13</sup>

### **Wien – multinationale Hauptstadt der Donaumonarchie**

Als zentraler kultureller Schmelztiegel des Habsburgerreichs spiegelte Wien die größeren ethnischen Konflikte der gesamten Monarchie in konzentrierter Form wider. Der Zusammenfluss von Deutschen, Tschechen, Ungarn, Polen, Italienern und weiteren Völkern schuf ein erstaunliches Ferment kultureller Kreativität. Gleichzeitig war das frühe 20. Jahrhundert eine Ära des Nationalismus und der Nationalstaaten. Wie aggressiv die Völker der Monarchie einander befehdeten, lässt sich am Beispiel der Beschlüsse des Ministerpräsidenten Graf Badeni von 1897 illustrieren. Die neue Regelung, dass böhmische Beamte offizielle Korrespondenz nunmehr auf Deutsch und Tschechisch abzufassen hatten, führte anständige Bürger zu hunderten auf die Straßen und gipfelte in einem regelrechten Aufstand. Tschechische

und deutsche Abgeordnete im österreichischen Parlament wurden sogar tötlich gegeneinander.<sup>14</sup>

Wenn diese starken Differenzen auch keineswegs in erster Linie von einem Wunsch nach Unabhängigkeit von der Herrschaft der Habsburger getrieben waren, trugen sie doch zu einer allgemein verbreiteten Atmosphäre des Niedergangs und der Desintegration bei. Nachdem Ungarn 1867 in den Rang eines halbautonomen Königreichs erhoben worden war, verlangten andere Minderheiten nun ähnliche Rechte. Die Serben waren wohl die militantesten, zumal ein eigenständiger serbischer Staat eben erst, im Jahre 1878, jenseits der südöstlichen Grenze ins Leben gerufen worden war. Die italienische Bevölkerung um Triest sah sich in einer ähnlichen Situation.

Nur eine kleine Minderheit von Deutschen, die so lange als „Staatsvolk“ die treueste Stütze der Dynastie bildete, scharte sich um die „Alldeutsche Bewegung“ Georg von Schönerers. Schönerer, überzeugter Antisemit und vom jungen Hitler sehr bewundert, forderte eine komplette Zerschlagung Österreich-Ungarns und die Vereinigung der deutschsprachigen Gebiete mit dem benachbarten Reich. 1889 zählte seine „Alldeutsche Vereinigung“ jedoch nur 1.200 Mitglieder. Nur drei deutsche Separatisten wurden 1907 ins Parlament gewählt, zu diesem Zeitpunkt war die Bewegung bereits im Niedergang.<sup>15</sup> Doch trotz ihrer geringen Zahlen ließ sich diese Gruppe nicht überhören, womit sie zur gespannten Atmosphäre während der Amtszeit des Wiener Bürgermeisters Karl Lueger beitrug.

Um 1890 machte die jüdische Gemeinde fünf Prozent der Bevölkerung Wiens aus. Zwanzig Jahre später hatte sich die Zahl fast verdoppelt, von 99.441 auf 175.318, bei einer Gesamtbevölkerung von etwas über zwei Millionen, also 8,6 Prozent.<sup>16</sup> Theoretisch besaßen die Juden seit der Emanzipation von 1867

gleiche Rechte wie alle anderen Bürger. In der Praxis sahen die Dinge jedoch anders aus: Ein Jude konnte in der Verwaltung, Justiz, Armee oder im Universitätswesen bis zu einem bestimmten Grad aufsteigen, stieß dann aber an eine unsichtbare Grenze.

Robert Wistrich zitiert aus Hans Tietzes *Die Juden Wiens* (1933), in welchem ein deutscher Nationalist namens Türk im Parlament vorbringt, dass es „55 jüdische Professoren der Medizin und des Rechts in Wien“ gebe. Rabbi Joseph Bloch hält dagegen, dass „21 dieser Professoren Konvertiten sind und nur zwei davon beamtete Professoren“.<sup>17</sup>

Diese Einschränkungen erklären, warum sich viele Wiener Juden auf das Gewerbe und das Finanzwesen konzentrierten. Es gab auch eine beachtliche Anzahl in den „freien Berufen“: 15 Prozent der berufstätigen jüdischen Männer waren Anwälte, sechs Prozent Ärzte und acht Prozent Schriftsteller oder Journalisten.<sup>18</sup> Ein Drittel der Juden Wiens (34 Prozent) lebte im traditionell jüdischen Viertel am anderen Donaukanalufer, in der Leopoldstadt. Das Zentrum und der Bezirk unmittelbar nördlich davon, der Alsergrund, beherbergten jeweils 20 Prozent. Die restliche jüdische Bevölkerung verteilte sich auf die Bezirke Brigittenau, Mariahilf und Neubau.

Im Licht der unentwegten nationalen Querelen, welche das Parlament während der letzten Jahrzehnte Österreich-Ungarns paralyisierten, können die Juden als die verlässlichsten Untertanen des Kaisers bezeichnet werden. Sie wussten sich unter dem besonderen Schutz Franz Josephs, was so weit ging, dass die nationalistische Presse ihn als „Judenkaiser“ bezeichnete.<sup>19</sup> Da er ein Garant der Emanzipation im Rahmen des Ausgleichs von 1867 war, konnten es sich höhere österreichische Beamte nicht leisten, aufgrund antisemitischer Neigungen – falls sie denn solche hegen mochten – Juden offen zu diskriminieren. Taten sie es

dennoch, handelten sie im entschiedenen Widerspruch zu einem der zentralen Herrschaftsprinzipien der Habsburger.

Wenn eine latent antisemitische Haltung in der höheren Staatsverwaltung trotzdem verbreitet war, ist dies auf die jahrhundertalte Verbundenheit von Kirche und Staat zurückzuführen, in einem Land, das sich als Bastion der Gegenreformation betrachtete. Der Allianz klerikaler und politischer Interessen ist beispielsweise auch das Verbot von Schnitzlers Drama *Professor Bernhards* zu verdanken. Während der Amtszeit des Bürgermeisters Karl Lueger wurde der Antisemitismus von der höchsten städtischen Autorität geduldet. Unter seiner Ägide leistete sich die antisemitische Presse zunehmend verwegene Angriffe auf die jüdische Gemeinde.

Franz Joseph hatte die Anerkennung von Luegers Wahl zum Bürgermeister vier Mal verweigert, gerade weil er die offizielle Diskriminierung seiner jüdischen Untertanen befürchtete. Als Lueger zum fünften Mal die Wahl gewann, gab der Kaiser nach. Lueger hatte das Bürgermeisteramt von 1897 bis zum seinem Tod 1910 inne. Obwohl er selbst regelmäßig Hetzreden gegen die Juden der Stadt hielt, hatte Lueger doch auch wohlhabende jüdische Freunde und Sponsoren in der Finanzwelt, der Industrie und der liberalen Presse. Es gab „gute“ Juden unter seinem Schutz, und „schlechte“, deren Ruf er ohne Zögern für seine eigenen politischen Ziele zu schädigen bereit war.

Antisemitismus war zu dieser Zeit schon nicht mehr nur ein Kennzeichen der unteren sozialen Schichten. Nur wenige Jahrzehnte zuvor hatte er etwa als Charakteristikum der kleinen Gewerbetreibenden gegolten, die sich vielleicht bei einer jüdischen Bank verschuldet hatten. Nun griff der Antisemitismus auch unter den Studenten und Professoren der Universität um sich. 1896 gaben studentische Verbindungen den „Waidhofer Beschluss“

bekannt, der jüdischen Studenten die Satisfaktionsfähigkeit und somit auch ihre Ehre absprach.<sup>20</sup> Die Möglichkeit, seine Ehre mit dem Säbel auf einer Mensur zu verteidigen, war aber für Studenten dieser Zeit ungemein wichtig. Im genauen Wortlaut heißt es: „Jeder Sohn einer jüdischen Mutter, jeder Mensch, in dessen Adern jüdisches Blut rollt, ist von Geburt aus ehrlos, jeder feineren Regung bar. [...] Er ist ein ethisch tiefstehendes Subjekt. Der Verkehr mit einem Juden ist daher entehrend; man muss jede Gemeinschaft mit Juden vermeiden. Einen Juden kann man nicht beleidigen, ein Jude kann daher keine Genugtuung für erlittene Beleidigungen verlangen.“<sup>21</sup> Nach dieser Proklamation gründeten sich spezifisch jüdische Verbindungen, unter denen die Kadimah besonders zu nennen ist, die das studentische Fechtwesen demonstrativ weiterführten.<sup>22</sup> Sie wichen auch Konfrontationen mit nationalistischen Verbindungen nicht aus.

Auf professoraler Seite äußerte etwa Dr. Theodor Billroth, ein angesehener Chirurg, offen seine Sorge über die wachsende Anzahl „ostjüdischer“ Studenten an der Universität. Er befürchtete, dass dieser Zuzug unvermeidlich zur Senkung des akademischen Niveaus führen würde: zum einen wegen ihrer mangelnden Beherrschung des Deutschen, zum anderen jedoch, so Billroth, wegen „unüberwindbarer Gegensätze zwischen der deutschen und der jüdischen Rasse“.<sup>23</sup>

### **Antisemitismus und Zionismus – in Österreich und Frankreich**

Wie die globale Ausrichtung der zionistischen Theorie nahelegt, war der Antisemitismus keineswegs auf die deutschsprachige Welt beschränkt. In Frankreich tobte die Dreyfus-Affäre volle zwölf Jahre lang. Der junge Hauptmann Alfred Dreyfus wurde

im November 1894 des Verrats beschuldigt, weil er angeblich militärische Geheimnisse nach Deutschland verkauft hatte. Er wurde nach Südamerika, auf die Strafkolonie der Teufelsinsel in Französisch-Guyana verbannt, wo er fünf Jahre in Einzelhaft verbrachte. Zwei Jahre später kam Beweismaterial ans Licht, das auf den wahren Schuldigen, Ferdinand Esterhazy, wies. Die Armeebehörden hielten die Dokumente jedoch zurück und sprachen Esterhazy am zweiten Verhandlungstag frei. Ihre Absicht war, Dreyfus' Schuld aufgrund von gefälschten Beweisen zu bekräftigen. Vor dem Hintergrund der immer lauter werdenden Gerüchte einer Verschwörung des Militärgerichts gegen Dreyfus veröffentlichte Émile Zola seinen feurigen Brief *J'accuse* (1898). Schließlich gab die Regierung dem Drängen liberal-progressiver Kreise nach und nahm das Verfahren wieder auf. In einem neuen Prozess 1899 kam es zu einer zehnjährigen Verurteilung, aber tatsächlich wurde Dreyfus freigesprochen und der Strafe enthoben. Jedoch stellten sich erst 1906 alle Anschuldigungen gegen ihn als endgültig falsch heraus. Er wurde wieder in die französische Armee eingesetzt, in welcher er den gesamten Ersten Weltkrieg hindurch diente.<sup>24</sup>

Diese Gerichtsverfahren spalteten die ganze Nation. Die Befürworter und Gegner von Dreyfus leisteten sich erbitterte Kämpfe in der französischen Presse. Auch in Frankreich war der Antisemitismus nicht mehr nur Sache des Kleinbürgertums, er war ebenso in intellektuellen Kreisen zu finden. Im Grunde war die Dreyfus-Affäre eine ideologische Auseinandersetzung zwischen jenen, die die glorreichsten kulturellen Leistungen Frankreichs in der Armee verkörpert sahen, und denjenigen, die individuelle Menschenrechte über ein bestimmtes politisches Programm stellten. Es war ein Zusammenprall der Rechten und Linken mit samt ihrer Sympathisanten. Als herauskam, dass Dreyfus nicht

nur ein, sondern gleich zwei Mal aufgrund gefälschter Beweise verurteilt worden war – nachdem er bereits fünf Jahre auf der Teufelsinsel verbracht hatte –, erlitten die französischen Antisemiten eine Niederlage, wie sie ihre deutschsprachigen Genossen nie hinnehmen mussten. Weder in Deutschland noch in Österreich triumphierten republikanische Werte über politische Intrigen, wie es mit einem so entscheidenden, in die ganze Welt ausstrahlenden Sieg der Gegner des Antisemitismus in Frankreich geschah. Diejenigen, die sich für Dreyfus' Verurteilung eingesetzt hatten, waren in jeder Hinsicht diskreditiert. In der Folge hatte auch im öffentlichen Bewusstsein Frankreichs der Antisemitismus viel von seiner Glaubwürdigkeit verloren.

In Wien verfolgte man die Affäre mit großem Interesse. Für ihre Dauer war Theodor Herzl Korrespondent der *Neuen Freien Presse*, des Flugschiffs des liberalen Bürgertums, in Paris. Paul Goldmann, ein Freund Schnitzlers, verlangte zwischen September und November 1896 mehrmals die Wiederaufnahme des Verfahrens, als ans Licht kam, dass Dreyfus aufgrund gefälschten Beweismaterials verurteilt worden war. Lucien Millevoie, ein ehemaliger Abgeordneter, nannte Goldmann in einem Artikel einen „lâche coquin“, zu Deutsch „Feigling“, worauf ihn Goldmann zu einem Duell forderte. Schnitzler spürte also die Auswirkungen der Dreyfus-Affäre in seiner unmittelbaren Umgebung. Nach dem glücklichen Ausgang richtete er ein Telegramm an Goldmann: „Also dazu schreib ich extra Stücke gegen's Duell.“<sup>25</sup> Diese Affäre stellte unter Beweis, wie fest der Antisemitismus in den höheren Ebenen der französischen Regierung und der Armee verankert, und dass diese Haltung auch in den bürgerlichen und aristokratischen Schichten vollkommen gesellschaftsfähig geworden war.

Als verstörendstes Faktum dieses neuen Antisemitismus ist zu verzeichnen, dass Bekehrung nicht mehr ausreichte. Von den

Theorien Gobineaus und Chamberlains ausgehend wurde das Judentum nicht mehr als religiöse, sondern als „rassische“ Kategorie verwendet. Gleichzeitig sahen sich die europäischen Juden nunmehr mit zwei gegensätzlichen Stereotypen konfrontiert. Es wurde nicht mehr zwischen dem „guten“, assimilierten Juden des Westens und dem „schlechten“, orthodoxen Juden des Ostens unterschieden. Auf einem industrialisierten Kontinent galten die Juden in der sozialistischen Presse als kapitalistische Ausbeuter, die von erfolgreichen Bankiers wie den Rothschilds oder den Ephrussis exemplifiziert wurden. Parallel dazu wurden die konservativen Blätter nie müde, ihre Leser daran zu erinnern, dass nicht nur Karl Marx, sondern auch Viktor Adler, der Begründer der österreichischen Sozialdemokratie, jüdischer Herkunft waren. Da auch andere sozialdemokratische Politiker aus jüdischen Familien stammten, wurde von einigen Journalisten dieser Zeitungen der Schluss nahegelegt, dass in Wirklichkeit die Juden als Hauptantriebskraft hinter der „kommunistischen Weltrevolution“ stünden. Die assimilierten Juden des Bürgertums konnten gegen dieses zweiseidige Schwert nicht ankommen. Egal, auf welche Seite sie sich wandten – gewinnen konnten sie nicht. Diese „Theorien“ einer jüdischen Weltverschwörung, sei es mit kapitalistischen oder revolutionären Methoden, wurden in den überaus einflussreichen *Protokollen der Weisen von Zion* zusammengefasst, die zuerst 1903 auf Russisch erschienen, aber bald in alle Weltsprachen übersetzt wurden.<sup>26</sup>

In der kaiserlichen Hauptstadt waren die jüdischen Reaktionen auf diesen neuen Antisemitismus höchst unterschiedlich. Obwohl Theodor Herzl allgemein als „Vater des Zionismus“ angesehen wird, gab es auch vor seinem Hervortreten bereits ähnliche Theorien. Herzls Energie und Ehrgeiz organisierten diese Tendenzen jedoch und brachten sie auf die Bühne der Weltöf-

fentlichkeit. Der erste Zionistenkongress fand im August 1897 statt, mit dem erklärten Ziel, einen Staat für das jüdische Volk in Palästina zu errichten. Die Zionisten gingen davon aus, dass die Juden eine einheitliche Nation waren wie die anderen europäischen Völker. Somit konnte es nur eine Lösung der „Judenfrage“ geben: Emigration und staatliche Eigenständigkeit. Nur hierdurch kämen die Jahrhunderte der Ungerechtigkeit und Verfolgung ein für allemal zu ihrem Ende, und nur mit einem eigenen Land wäre es den Juden endlich gegeben, den anderen europäischen Nationen auf Augenhöhe zu begegnen.

In Anbetracht dieser Tendenzen rief der Floridsdorfer Rabbi Joseph Bloch 1886 die Österreichisch-Israelitische Union ins Leben,<sup>27</sup> die ein positives Bild der jüdischen Gemeinde vermitteln sollte, und sich zwischen jüdischem Nationalismus und Assimilation positionierte. Weder betrachtete sie die Juden als unteilbares Volk, noch glaubten ihre Gründer an eine Massenauswanderung. Die erste Aufgabe der Union war die organisierte Verteidigung gegen den Antisemitismus. Die Union lebte einen österreichischen Patriotismus, zumal Treue zum Staat und zur Habsburgermonarchie zentrale Punkte ihres Programms darstellten. Es ging ihr jedoch ebenso um die Verwirklichung einer jüdischen Identität, gleichberechtigt unter den Völkern der Monarchie, im Rahmen des Habsburgerstaates. Sie fand besonders im jüdischen Mittelstand Zuspruch.<sup>28</sup>

Trotz ihrer unterschiedlichen Ansätze hatten diese Vereinigungen mit dem Zionismus ein Ziel gemeinsam: Sie wollten alle Juden in einer allgemeinen Organisation gegen den Antisemitismus zusammenführen. Jeder deutschsprachige Jude musste irgendwie zu diesem neuen „rassischen“ Antisemitismus Stellung beziehen, ganz gleich, wie sehr er sich seines Judentums überhaupt bewusst gewesen war. Zu dieser beträchtlichen Herausforderung

kamen die Spaltungen zwischen den Zionisten und der Österreichisch-Israelitischen Union, oder zwischen dieser und der in erster Linie religiösen Israelitischen Kultusgemeinde, welche wiederum in progressive und orthodoxe Fraktionen aufgeteilt war. Im Hinblick auf diese Meinungsvielfalt sieht man, dass die Frage jüdischer Identität in Wien um 1900 eine durchaus komplexe Angelegenheit war.

Es gab allerdings auch eine jüdische Minderheit, die mit diesen größeren Gruppen nichts zu tun haben wollte. Das waren die Maler, Komponisten, Philosophen und Schriftsteller, welche inzwischen der deutschen Kultur ihren eigenen, unverkennbaren Stempel aufgedrückt hatten. Die ungeheure geistige Blüte im frühen 20. Jahrhundert, in dem Wien eines der Zentren der künstlerischen Moderne war, ist seitdem nie wieder erreicht worden. In der Mitte dieser kulturellen Fruchtbarkeit standen die assimilierten Juden des Bürgertums. Warum gerade sie? Eine Antwort könnte lauten, dass in jüdischen Gemeinden der Bildung traditionell großer Wert beigemessen wird. Freud führte seine entschlossene Verteidigung der Psychoanalyse gegen den heftigsten Widerstand in ihrer Frühphase auf seinen jüdischen Hintergrund zurück, wie auch auf die damit verbundene Außen-seiterstellung in der Gesellschaft. Als Jude, schrieb er, sei man frei von intellektuellen Vorurteilen und gewillt, sich gegen eine kompakte Mehrheit zu stellen.<sup>29</sup> Diese Einstellung trifft auch auf einen anderen österreichischen Juden zu: Arthur Schnitzler.

## FRÜHE JAHRE 1862-1894

### **Familie Schnitzler**

Geboren wurde Arthur Schnitzler am 15. Mai 1862 in der Praterstraße (die damals noch Jägerzeile hieß) in der Leopoldstadt, dem zweiten Wiener Bezirk. Schon seit dem Mittelalter und bis zum heutigen Tage war dieses Stadtgebiet auf der Donau(kanal)-seite gegenüber der Inneren Stadt das der Juden. Der Lebensweg von Schnitzlers Vater ist ein Beispiel für den gelungenen Aufstieg kleinstädtischer Juden ins Wiener Großbürgertum nach der Emanzipation, die in Österreich 1867 mit der Schaffung des Doppelstaats Österreich-Ungarn erfolgte.

Der Vater Johann Schnitzler (1835–93) stammte aus dem ungarischen Groß-Kanizsa, wo sein Vater Josef wiederum eine Tischlerwerkstatt geführt hatte. Einer Quelle nach soll dieser Analphabet gewesen sein. Dennoch hatte er es geschafft, Rosalie Klein aus der Familie der Barone Gutmann de Gelse zu heiraten, die ihn finanziell großzügig unterstützte und dem Enkel Johann nicht nur den Besuch des Gymnasiums, sondern auch das Medizinstudium an den Universitäten Budapest und Wien ermöglichte. Bis zur Habilitation in Laryngologie ergänzte er es durch eine Tätigkeit als Hauslehrer. 1861, kurz nach der Promotion, heiratete er Louise Markbreiter, die Tochter eines angesehenen Wiener Arztes und Doktors der Philosophie. Mütterlicherseits entstammte sie der alten ungarisch-jüdischen Familie Schey.

In Wien, wo er seine Praxis eröffnete, wurde Dr. Johann Schnitzler der bevorzugte Kehlkopfspezialist vieler Schauspieler des Burgtheaters und der Sänger (und Sängerinnen!) der städtischen und staatlichen Opern. Mit diesem beruflichen Aufstieg verband sich ganz selbstverständlich die Assimilation, wie denn auch, laut der autobiografischen Aufzeichnung seines Sohnes Arthur, lediglich die Großmutter Markbreiter noch die Festtage nach rituellem Brauch ehrte. In seiner Familie galt bezeichnenderweise der Mazzes schon als Kaffeegebäck.

Die unangezweifelte Annahme bürgerlicher Konventionen und Wertschätzungen übte auf die drei Kinder der Schnitzlers einen gewissen Druck aus. Drei Jahre nach Arthur wurde der jüngere Bruder Julius (1865–1939) geboren, zwei Jahre danach seine Schwester Gisela (1867–1953). Julius Schnitzler sollte der väterlichen Laufbahn folgen und später ein anerkannter Chirurg werden. Seine Schwester sollte den Laryngologen Markus Hajek heiraten, der in dessen letzten Jahren Freuds Tumor operierte, und übrigens auch Kafkas Kehlkopftuberkulose. Immer wieder sollte Schnitzler in den Krisen seiner Ehe und in Momenten des Selbstzweifels seine Geschwister, insbesondere Gisela, zu Rate ziehen.

Mit Arthur dagegen sollte der Vater später ins Gericht gehen, als der sich nach seiner Promotion in Medizin 1885 verstärkt der Literatur zuwandte. Die Ansätze dazu waren schon beim 18-Jährigen vorhanden. Im Mai 1880, ein Jahr nach dem Schulabschluss am Akademischen Gymnasium, das neben Schnitzler auch Peter Altenberg, Richard Beer-Hofmann und Hugo von Hofmannsthal besuchten, verzeichnete Arthur Schnitzler im Tagebuch 23 abgeschlossene und 13 begonnene Dramen.<sup>30</sup> Schließlich kam er durch die Patienten seines Vaters und die abendlichen Gäste der Eltern schon früh mit dem Glanz des Theaters in Berührung.



Louise und Johann Schnitzler mit dem kleinen Arthur, Winter 1862.

Der Vater aber hatte eine andere Sichtweise auf die Bühne, als Repräsentant des gehobenen Mittelstands der „Ringstraßen-Ära“.